

Den gelungenen Abschluss des Bandes bilden vier kinetische Texte des rumäniendeutschen Dichters Oskar Pastior, dessen Schaffen nicht nur von der Bewegung zwischen mehreren sprachlichen Territorien geprägt ist, sondern auch vom gleitenden Übergang zwischen Laut- und Schriftmedium. Die poetischen Texte stellen eine Verbindung zu der in den theoretischen Ausführungen des Bandes behaupteten Mobilität von Schrift her und werden darüber hinaus durch eigene metapoetologische Reflexionen ergänzt. Das ist auch das Konzept der neuen Reihe des Aisthesis-Verlags, dessen Name hier buchstäblich zum Programm wird: die ästhetische Praxis ergänzt die theoretische Reflexion, die ihrerseits von der Doppelperspektive auf die Ästhetik als Kunsttheorie und auf die Aisthesis als Wahrnehmungstheorie geprägt ist.

Annette Gilbert

Magdalena Marszałek: »*Das Leben und das Papier*«. Das autobiographische Projekt Zofia Nałkowskas *Dzienniki 1899-1954*, Heidelberg (Synchron) 2003. 187 Seiten.

Gegenüber der unübersehbaren Fülle theoretischer Literatur zur Autobiographie, die in den letzten drei Jahrzehnten entstanden ist, nimmt sich die Forschung zum Tagebuch eher spärlich aus. Dem Umstand, dass das Interesse am Tagebuch zu Beginn des 20. Jahrhunderts beträchtlichen Aufschwung erlebte und die Gattung heute zu den populärsten literarischen Formen gehört, wird die Literaturwissenschaft kaum gerecht. Nach wie vor werden Tagebücher vor allem als Werkkommentar und historische Quelle gelesen, selten nur als eigenständige literarische Texte. Vor allem aber gibt es kaum Ansätze zu einer Theorie der Gattung.

Magdalena Marszałeks Monographie über die Tagebücher der polnischen Schriftstellerin Zofia Nałkowska (zugleich ihre Berliner Dissertation von 2002) geht dezidiert über eine biographisch-historische Lektüre hinaus, ohne deren Gewinn in Frage zu stellen. Dabei richtet die Verfasserin ihr Augenmerk wesentlich auf den Schreibakt selbst, zum einen auf die textuellen, diskursiven und interaktiven Bedingungen diaristischer Selbstkonstituierung und zum andern auf die performativen ich-konstitutiven Schreibeffekte. Damit erschließt die Studie nicht nur alternative Zugänge zu den Tagebüchern Nałkowskas, die bislang vornehmlich Gegenstand historiographischer Kommentare und ohne nennenswerte literaturkritische Resonanz geblieben sind. Vielmehr entwickelt Marszałek zur Analyse der Selbst-Konstruktionen Nałkowskas zunächst eine theoretische Grundlage, die auch über die Beschäftigung mit den Tagebüchern dieser Autorin hinaus einen produktiven Beitrag zur Entwicklung einer Theorie der Gattung darstellt. Angesichts der wenig umfangreichen Forschung zum Tagebuch erscheint es konsequent, wenn Marszałek ihre Analyse auf Ansätze der neueren Autobiographieforschung aufbaut (Kap. I.1.). Dabei greift sie insbesondere handlungspragmatische und konstruktivistische, sich von essentialistischen Subjekt-

vorstellungen abkehrende Theorien auf, um jenseits der Dichotomie von Referenzialität und Fiktionalität die Aufmerksamkeit auf die Wechselwirkung zwischen autobiographischem Text und außertextueller Wirklichkeit zu lenken. Sie schließt sich Positionen an, die nicht auf der ontologischen Frage nach dem Status des Subjekts beharren, sondern rückt, ausgehend von einem Verständnis des autobiographischen Subjekts als (fiktionalem) Konstrukt, gerade die »performative Dimension des Sich-Selbst-Erfindens durch die autobiographische Schreibpraxis« (34-35) ins Zentrum des Interesses: »Die Fiktionalität bringt den Referenten nicht zum Verschwinden, sondern sie bringt ihn hervor.« (35) Marszałeks ausführliche Diskussion neuerer Theoriebildung zur Autobiographie ist auch darum ein Gewinn, weil sie den des Polnischen nicht mächtigen Leser mit relevanten polonistischen Beiträgen bekannt macht (Kap. I.2.).

Auf dieser Grundlage wendet sich Marszałek den Spezifika des Diariums zu (Kap. I.3. und II.1.) Während sie einerseits ihre aus der Autobiographieforschung gewonnene konstruktivistische Position auf das Tagebuch überträgt, betrachtet sie andererseits das diaristische Textkorpus nicht als ein abgeschlossenes, kohärentes Ganzes, sondern fokussiert die Prozessualität diaristischer Schreib- und Lesepraxis. Dabei gebe das Tagebuch – im Gegensatz zur klassischen Autobiographie – wechselnden, flexiblen Strategien der Selbst-Konstruktion in ihrer Vielfältigkeit und Widersprüchlichkeit Raum. In der Betonung der lebenspragmatischen Dimension diaristischen Schreibens schließt Marszałek eng an Foucaults Begriff der Selbst-Techniken an, die spezifische Formen der Subjektivität erst hervorbringen.

Diese theoretische Fundierung bewährt sich in der nun folgenden eingehenden Lektüre der über ein halbes Jahrhundert und fast ein Leben lang geführten Tagebücher Zofia Nałkowskas. Marszałek zeigt dabei zunächst, dass ihre konstruktivistisch geprägte Herangehensweise dem Werk Nałkowskas in besonderer Weise gerecht wird, weil sie mit deren eigenen epistemologischen sowie subjekt- und existenzphilosophischen Annahmen korrespondiert (II.2.). Im Anschluss an diese philosophische Verortung der Autorin geht Marszałek zunächst dem Aspekt der Funktion des Diariums als eines Gebrauchstextes, der der Selbstvergewisserung, Selbstbeherrschung und der aktiven Selbsterschaffung im Sinne einer Lebenskunst dient, nach (Kap. II.3). Ein Perspektivwechsel rückt daran anschließend das »geschriebene Ich« ins Blickfeld, d.h. verschiedene Selbst-Konstruktionen Nałkowskas (Kap. II.4.). Marszałek konzentriert sich hierbei auf die Aspekte Weiblichkeit und Körper und beleuchtet diese im Kontext sowohl ihrer gendertheoretischen Voraussetzungen wie auch der Subjekt- und Existenzphilosophie der Autorin. Im letzten Kapitel erörtert die Verfasserin, was sie Nałkowskas »autobiographisches Projekt« und ihre »Autorschaftstechniken« nennt. Sie reflektiert hier die intertextuelle Vernetzung diaristischer und romanesker Subjekt-Konstruktionen in Nałkowskas gesamtem Schreiben einerseits und – über die Begriffe der Form und des Stils – den Nexus von Existentiellern und Literarischem andererseits.

Marszałeks gut lesbare Untersuchung der Tagebücher Nałkowskas zeigt, dass ihr theoretischer Ansatz mit seinen performativ-pragmatischen und konstruktivistischen

vistischen Prämissen einen überaus fruchtbaren Zugang erlaubt, um vielfältige Dimensionen diaristischen Schreibens in den Blick zu bekommen. Damit wird ihre Monographie zu einem Beitrag, der eine Diskussion, die für die Gattung der Autobiographie in großem Umfang geführt wurde, weiter für das Tagebuch öffnet, ohne die Unterschiede der beiden Gattungen zu nivellieren. Insbesondere in ihrer Hervorhebung der prozessualen subjektkonstituierenden Funktion des Diariums im Anschluss an Foucault scheint mir produktives Potential für eine Theorie der Gattung zu liegen.

Regine Strätling

Claudia Natterer: *Faust als Künstler. Michail Bulgakovs ›Master i Margarita‹ und Thomas Manns ›Doktor Faustus‹*, Heidelberg (Winter) 2002 (= Beiträge zur slavischen Philologie; Bd. 9). 257 Seiten.

Claudia Natterer schließt mit dem Vergleich der beiden großen Künstlerromane des 20. Jahrhunderts *Master i Margarita* und *Doktor Faustus* eine Lücke in der umfangreichen germanistischen und komparatistischen Forschung zu den literarischen Bearbeitungen des Fauststoffes. Dieser Einschätzung der Autorin wie ihrer Bewertung der thematisch vergleichbaren Studien zu Bulgakov (vorwiegend »positivistische Materialsammlungen« (14) zu *Master i Margarita* und Goethes *Faust*) muss ohne Zweifel zugestimmt werden. Als prominenten gemeinsamen Bezugspunkt bezieht Claudia Natterer Goethes *Faust* mit dem Resultat in ihre Untersuchung ein, dass ein Doppelvergleich mit stoffgeschichtlicher Akzentuierung entsteht. Was durchaus eine notwendige Eingrenzung des vielgestaltigen Textkorpus der literarischen Bearbeitungen des Fauststoffes sein könnte, erfährt eine methodische Begründung und trägt den Entstehungs- und Publikationsdaten der beiden Romane Rechnung, durch welche die »traditionelle Einflussforschung« von vorneherein ausscheidet. Die methodische Zielsetzung visiert dahingegen eine typologische Analyse an, bei der die literarischen Ähnlichkeiten bzw. Unterschiedlichkeiten »ohne Kontakt aufgrund von analogen Produktions- und Rezeptionsbedingungen zustande kommen« (*Zima: Komparatistik. Einführung in die Vergleichende Literaturwissenschaft*, Tübingen 1992, 94). Aus dem Positivismusvorwurf gegen die Bulgakovforschung leitet die Autorin darüber hinaus ihre eigene Vorgehensweise ab. Sie lässt die Chronologie der Textgenese – die sich in der Publikations- und damit Rezeptionsgeschichte ohnehin umkehrt¹ – außer acht und benennt für die von ihr gewählte Analysereihenfolge – mit *Doktor Faustus* beginnend – überaus plausible Gründe. Sie strebt auf zwei Ebenen einen Transfer an: Das am höheren Reflexionsniveau der Forschung zu *Doktor Faustus* »geschulte Bewusstsein« und die gewonnenen Untersuchungskategorien sollen auf die Analyse von *Master i Margarita* übertragen werden. Dabei gliedern drei zentrale Themen den Aufbau der Dissertation: 1) die Konzeption

1 *Master i Margarita* entstand zwischen 1928 bis 1940 und erschien posthum 1966/67, *Doktor Faustus* entstand zwischen 1943 und 1947 und wurde 1947 veröffentlicht.